

Meinungen

Baustelle

Diese kleinen Häuser lösen keine grossen Platzprobleme

Architekturkolumne Alle lieben das Tiny Haus – aber die Wahrheit darüber ist nicht schmeichelhaft. Es ist ineffizient und im Verhältnis auch teuer.

Martin Klopfenstein

Landauf, landab hat man in der Schweiz in letzter Zeit von Erfahrungen mit Tiny-Häusern gehört und gelesen. Diese sollen Platzprobleme lösen, jedenfalls besser und moralisch verantwortbarer sein als das klassische Einfamilienhaus, naturverbundener sowieso, vor allem wenn man sich noch ein Solarpanel aufs Dach schraubt und ein wasserfreies Klo einbaut.

Die Tiny-Haus-Bewohner, so wird kolportiert, sind begeistert von den selbst auferlegten Beschränkungen und entdecken gerade auf minimaler Wohnfläche ihre Ur-Instinkte. Ja, das Leben auf wenig Quadratmetern neben der Kuhweide ist schön!

Die Wahrheit ist: Das Tiny-Haus löst kein einziges Problem, sondern es ist vielmehr Teil davon.

Rechnen wir doch mal: Auf einer Fläche von, sagen wir 1500 Quadratmetern, soll Wohnraum geschaffen werden. Mit den heute gängigen Abständen und unter Annahme einer mittleren Gebäudehöhe sind darauf – baut man ein Mehrfamilienhaus – 15 bis 20 mittelgrosse Wohnungen möglich.

Baut man auf derselben Fläche Tiny-Häuser, so bringt man selbst bei kleinen Abständen nur ein Drittel davon auf demselben Raum unter. Ob eine solche Batterie von Tiny-Häusern für die Tiny-Haus-Menschen noch genügend Anziehungskraft hätte, wäre dann noch eine andere Frage.

Trotz der um zirka Faktor drei kleineren Wohnfläche sind viel weniger Einheiten möglich. Wenn das Mehrfamilienhaus etwas höher gebaut würde und so auf der gleichen Grundfläche weitere Wohnungen entstehen, verschlechtert sich



Der Traum vom Einfamilienhaus mikroskaliert: Tiny Haus in Frieswil bei Bern. Foto: Christian Pfander

das Verhältnis weiter. Warum das so ist? Das Tiny-Haus ist sehr ineffizient und daher im Verhältnis auch teuer, obwohl auch anderes behauptet wird. Denn die umhüllende Aussenfläche (die gedämmt werden muss) und die Konstruktionsfläche (diejenige Fläche, die von Innen- und Aussenwänden besetzt wird) stehen in einem sehr ungünstigen Verhältnis zur eigentlichen Nutzfläche.

Das ist einfach vorstellbar: Man nehme einen Würfel mit Kantenlänge 1, der Rauminhalt ist 1. Man nehme einen Würfel mit Kantenlänge 3, der Rauminhalt ist 27. Der grössere Würfel besetzt neunmal soviel Fläche, bietet aber 27-Mal mehr Raum!

Gut an der Tiny-Haus-Diskussion ist vor allem die Auseinandersetzung mit den eigenen Wohnansprüchen. Wieviel Platz und Komfort brauche ich? Wie kann ich mich intelligent organisieren? Brauche ich wirklich all die Möbel und

anderen Dinge, die sich über die Jahre in jeden Haushalt anhäufen?

Dieses Nachdenken ist besonders in der Schweiz dringend nötig. Denn hierzulande wohnt man europaweit mit am Verschwendendsten, obwohl man mit Blick auf die beschränkten Platzverhältnisse nun wirklich keinen Grund dazu hat.

In Frankreich und Italien beispielsweise liegt der durchschnittliche Pro-Kopf-Verbrauch an Wohnraum bloss bei zwei Dritteln des helvetischen Wertes. Man stelle sich vor: Wohnten die Schweizerinnen und Schweizer mit ihrem Flächenverbrauch in Italien, wäre dort die Hälfte mehr an Land für Wohnhäuser bebaut!

Die Tiny-Haus-Diskussion berührt einen wichtigen Punkt, aber das Tiny-Haus selber ist kein zukunftsträchtiger Weg. Es ist nur ein weiterer Beitrag zur «Verhäuslung» der Schweiz – da können sich die Häuser so

klein machen, wie sie wollen. Viel gescheitert ist es, Häuser mit mehreren massvoll grossen Wohnungen zu bauen. Noch besser ist, Vorhandenes zu erhalten und anzupassen, möglicherweise aufzustocken oder anzubauen, etwa Einfamilienhäuser zu Zwei- oder Dreifamilienhäusern umzubauen oder zu erweitern. Gute Beispiele dafür gibt es, nur lesen sich diese Erfahrungsberichte darüber möglicherweise weniger süffig.

Fazit: Das Tiny-Haus mikroskaliert den auf den Hund gekommenen Traum vom Einfamilienhaus, ohne eine echte Alternative zur Lösung des Wohnproblems und des damit verbundenen Flächenverschleisses zu bieten. Vergessen wir die Sache daher ebenso schnell, wie sie gekommen ist und arbeiten an wirklich zukunftsfähigen Wohnkonzepten!

Martin Klopfenstein ist Architekt in Schwarzenburg und Mitglied des «Baustelle»-Kolumnenteams.

Wer, wenn nicht der Papst, muss gegen Krieg antreten?

Der US-Präsident reagiert mit einer ganz persönlichen Attacke.

Papst Leo XIV. hat den US-Präsidenten in seinen zahlreichen Predigten und Gebeten seit Beginn des Irankrieges nie namentlich genannt. Aber gemeint hat er ihn, und Donald Trump fühlte sich angesprochen.

In einem 22 Zeilen langen Wutausbruch auf seinem Portal Truth Social hat der US-Präsident jetzt das Oberhaupt der katholischen Kirche ganz persönlich attackiert. Leo sei «ein schwacher Papst», er solle sich zusammenreissen und nicht der «radikalen Linken» das Wort reden, er schade der Kirche. Trump schloss seine Tirade mit den Worten: Leo solle sich lieber darauf konzentrieren, «a Great Pope» zu sein und kein Politiker.

Da ist es wieder, das beliebte Argument: Kirchenleute sollten sich lieber heraushalten aus der Politik und Kirchensachen machen. Aber ein nach innen gerichtetes Heile-Welt-Christentum, während draussen Menschen leiden, flüchten, sterben – das funktioniert nicht.

Trump selbst wiederum instrumentalisiert den christlichen Glauben schamlos für seine Zwecke. Kurz nach seiner Tirade gegen den Papst postete er auch ein KI-Bild, das wohl an die biblische Geschichte der Auferweckung des Lazarus erinnern soll – mit Trump anstelle von Jesus Christus, im Hintergrund amerikanische Symbole, Kampfjets steigen in den Himmel. Trump, der Messias der Maga-Bewegung.

Als Donald Trump gedroht hat, die iranische Zivilisation auszulöschen, da haben die Staats- und Regierungschefs der Welt geschwiegen. Nur Papst Leo XIV., der erste US-Amerikaner auf dem Stuhl Petri, hat deutliche Worte gefunden. Er nannte die Drohung «inakzeptabel», er sprach von einem «ungerechten Krieg, der weiter eskaliert und nichts löst», und rief die Bürger auf, sich an ihre Kongressabgeordneten zu wenden.

Die Vatikandiplomatie agiert normalerweise sehr zurück-

haltend. Man will sich bewusst nicht in die Tagespolitik hineinziehen lassen und ist stolz darauf, als «Soft Power» und mit einem der grössten diplomatischen Netzwerke hinter den Kulissen Einfluss nehmen zu können. Doch diese diplomatische Zurückhaltung hat der Vatikan jetzt aufgegeben. Und das ist gut so. Wer, wenn nicht der Papst, muss aufstehen gegen Krieg und Zerstörung – und erst recht, wenn das im Namen der Religion geschieht?

Seine diplomatische Zurückhaltung hat der Vatikan im Krieg der USA gegen Iran aufgegeben.

Als historisch ist deshalb die Rede des Papstes am Wochenende beim Friedensgebet einzuordnen, in der er sich direkt an die politischen Führer der Welt richtete: «Schluss mit dem Krieg! Haltet ein!», rief er ihnen zu. Und er erinnerte an Papst Johannes Paul II., der sich 2003 gegen den Irakkrieg gewandt hatte. Ohne Trump zu nennen, sagte Leo: «Schluss mit der Selbstvergötterung und mit der Vergötzung des Geldes! Schluss mit der Zurschaustellung von Macht!»

Antonio Spadaro, Untersekretär in der Kulturbehörde des Vatikans, nannte die Attacke auf den Papst eine «Deklaration der Ohnmacht». «Wenn politische Macht eine moralische Stimme attackiert, dann liegt es oft daran, dass sie diese Stimme nicht in ihre Schranken weisen kann», so Spadaro.

Gestern ist Papst Leo XIV. zu einer Reise nach Afrika aufgebrochen. Auf dem Flug sagte Leo: «Ich bin kein Politiker. Ich lade alle Menschen dazu ein, Brücken für Frieden und Versöhnung zu bauen.» Und: «Ich habe keine Angst vor der Trump-Regierung.»

Annette Zoch

Kopf

Er verhandelt für die Mullahs mit den USA

Parlamentssprecher Mohammad Bagher Ghalibaf gilt als der neue starke Mann in Teheran.

Vor einigen Jahren behauptete Mohammad Bagher Ghalibaf, er sei einmal persönlich im Einsatz gegen Demonstranten gewesen. Ja, er sei im Sommer 1999 mit einem Schlagstock in der Hand auf ein Motorrad gestiegen. Er habe dabei helfen wollen, die damaligen Studentendemos niederzuschlagen.

Ob es sich so zutrug, ist nicht belegt. Jedenfalls wollte Ghalibaf, dass die iranische Öffentlichkeit es so erfuhre. Die Konservativen im Machtapparat



Mohammad Bagher Ghalibaf. Foto: Getty Images

und die Revolutionsgardisten: Sie sollten wissen, was sie an ihm haben, an dem in die Politik gegangenen General.

Dass er später nie etwas dagegen hatte, wenn das Regime auf Menschen schoss, wenn es Hunderte und Tausende Menschen tötete, versteht sich.

Viermal wollte Ghalibaf Staatspräsident werden, erfolglos. In Friedenszeiten brachte er es zum Chef der Polizei, er wurde Bürgermeister von Teheran und Sprecher des Parlaments. Jetzt, während des Krieges, stieg er zur Führungsfigur auf. Und reiste am Wochenende als Chefverhandler zu den Gesprä-

chen in Pakistan. Ali Khamenei, der oberste Führer, überlebte den ersten Kriegstag nicht. Mojtaba, sein Sohn und Nachfolger, wurde seither nicht gesehen. Ali Larjani, der strategische Kopf des Regimes, wurde getötet. Und Präsident Masoud Pezeshkian lebt zwar noch, doch niemand in Staatsführung und Volk nimmt ihn ernst. Ghalibaf blieb übrig. Als der eine, der die Strukturen der Islamischen Republik seit 1979 kennt, seit dem Sturz des Schahs, als er der Revolutions-

garde beitrug. Ghalibaf diente im Iran-Irak-Krieg und wurde Kampfpilot. Im Rathaus von Teheran regierte er von 2005 bis 2017, gewählt nicht von den Bürgerinnen und Bürgern, sondern vom konservativen Stadtrat. Wieder setzte er sich als Macher ins Bild, als Manager. Woran sich viele in der Stadt und im Land stattdessen erinnern, sind seine Korruptionsskandale.

Ghalibaf ist eher Opportunist als Ideologe. Donald Trump

erwähnte Ghalibaf zuletzt fast lobend. Dessen Name dürfte Trump ziemlich neu sein, für den US-Präsidenten der Beweis dafür, dass im Iran ein «Regime Change» stattgefunden habe. Dabei steht kaum einer so sehr fürs alte Regime wie Mohammad Bagher Ghalibaf. Für den Machtwillen und das Überlebensgeschick, mal mit Pragmatismus, mal mit Brutalität – immer dann, wie Ghalibaf damals sagte, «wenn es nötig ist».

Raphael Geiger